



Geschichte

Franz Steiner Verlag

HISTORISCHE MITTEILUNGEN – BEIHEFTE 94

Jürgen Elvert (Hg.)

# Geschichte jenseits der Universität

Netzwerke und Organisationen  
in der frühen Bundesrepublik



ranke  
gesell  
schaft  
geschichte  
weiter denken

Jürgen Elvert (Hg.)  
Geschichte jenseits der Universität

## HISTORISCHE MITTEILUNGEN – BEIHEFTE

Im Auftrage der *Ranke-Gesellschaft. Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben e.V.* herausgegeben von Jürgen Elvert

Wissenschaftlicher Beirat: Winfried Baumgart, Michael Kißener, Ulrich Lappenküper, Ursula Lehmkuhl, Bea Lundt, Christoph Marx, Jutta Nowosadtko, Johannes Paulmann, Wolfram Pyta, Wolfgang Schmale, Reinhard Zöllner

Band 94



ranke  
gesell  
schaft  
geschichte  
weiter denken

Jürgen Elvert (Hg.)

# **Geschichte jenseits der Universität**

Netzwerke und Organisationen  
in der frühen Bundesrepublik



Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung: connect background © tonefotografia

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Druck: Laupp & Göbel, Nehren

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11350-2 (Print)

ISBN 978-3-515-11352-6 (E-Book)

## INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung .....	7
<i>Morten Reitmayer</i> Zur Bedeutung von Netzwerken in der deutschen Zeitgeschichte .....	11
<i>Winfried Schulze</i> Zur Neuausrichtung der Geschichtswissenschaften in der Bundesrepublik nach 1945 unter besonderer Berücksichtigung der außeruniversitären Forschung .....	29
<i>Udo Wengst</i> Das Institut für Zeitgeschichte. Ein Beispiel für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Frühgeschichte der Bundesrepublik Deutschland .....	41
<i>Matthias Berg</i> Institutionelle Erbschaften? Zur Wiedergründung des Deutschen Historiker- verbandes nach 1945 .....	53
<i>Olaf Blaschke</i> Verlagsfeldforschung und datenbasierte Netzwerkanalyse. Das Beispiel der Kommission für Zeitgeschichte .....	73
<i>Matthias Krämer</i> Vernetzung als Kapital einer Fachzeitschrift. Kontinuität im Neuanfang der Historischen Zeitschrift 1949 .....	87
<i>Jürgen Elvert</i> Von alten Lasten und neuen Anfängen. Die Ranke-Gesellschaft, Vereini- gung für Geschichte im öffentlichen Leben e. V., in den 1950er Jahren .....	107
<i>Hans-Christof Kraus</i> Gründung und Anfänge des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen .....	121
<i>Rolf Große</i> Die Entstehungsgeschichte des DHI Paris .....	141

<i>Ulrich Baumgärtner</i> Die Neuausrichtung der Geschichtsdidaktik nach 1945 .....	155
<i>Steffen Sammler</i> Die Institutionalisierung der internationalen Schulbucharbeit auf dem Gebiet der Geschichte: Das Internationale Schulbuchinstitut in Braunschweig (1951–1965) .....	169
<i>Axel Schildt</i> Der Ursprung der westdeutschen Zeitgeschichte aus der Thematisierung der NS-Vergangenheit – Die „Forschungsstelle für die Geschichte Hamburgs 1933–1945“ in den 1950er Jahren .....	187
<i>Helmut Neuhaus</i> Eine „Academie für deutsche Geschichte“. Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik Deutschland .....	211
<i>Hans Günter Hockerts</i> Neuansätze im Stiftungswesen nach 1945: Das Beispiel der Fritz Thyssen Stiftung .....	235
<i>Christoph Nonn</i> Netzwerke und der Historiker: Der Aufstieg Theodor Schieders in der Geschichtswissenschaft der 1950er Jahre .....	251
Personen- und Ortsregister .....	267
Autorenverzeichnis .....	275

## ZUR EINFÜHRUNG

*Jürgen Elvert*

Am 08. Mai 1945 schwiegen die Waffen in Europa, Deutschland lag in Trümmern, physisch wie psychisch. Das Leben der Menschen war zunächst geprägt von Hunger und Ungewissheit über die eigene Zukunft oder die Vergangenheit und Gegenwart von Angehörigen. Erst langsam und mit Hilfe der Alliierten konnten sich wieder neue staatliche und gesellschaftliche Strukturen entwickeln. Das traf auch auf die Wissenschaftslandschaft in dem Land zu, das für den Zweiten Weltkrieg verantwortlich war. Erklärungen dafür zu finden, war auch und vor allem eine Aufgabe, die die Geschichtswissenschaften nach 1945 zu lösen hatten. Neben den Universitäten als den gleichsam traditionellen Forschungsstätten entwickelte sich, auch vor dem Hintergrund dieser großen Aufgabe, ein breites Spektrum an Institutionen und Einrichtungen, das in diesem Band unter dem Sammelbegriff „außeruniversitär“ zusammengefasst wird. Teilweise wurden alte Institutionen zu neuem Leben erweckt, teilweise entstanden neue Forschungseinrichtungen wie beispielsweise das Münchener Institut für Zeitgeschichte.

Auf Einladung der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben e. V. fanden 2011 und 2012 zwei Tagungen statt, die sich mit Netzwerken und Organisationen der geschichtswissenschaftlichen Forschung in der frühen Bundesrepublik beschäftigten. Die erste Tagung war ein Gemeinschaftsprojekt der Ranke-Gesellschaft mit dem Institut für Europäische Geschichte, Mainz, dem Institut für Zeitgeschichte München/Berlin und dem Georg Eckert-Institut für Internationale Schulbuchforschung Braunschweig und der Universität zu Köln. Die zweite Tagung wurde in Verbindung mit der Fritz-Thyssen Stiftung durchgeführt, die die Tagung nicht nur finanziell ermöglichte, sondern auch ihre neuen Räumlichkeiten am Apostelnkloster im Kölner Zentrum zur Verfügung stellte. Allen Mitveranstaltern sei hier ausdrücklich und herzlich gedankt!

Eines der Hauptziele der Tagungen war es, die große Anzahl von außeruniversitären Organisationen in den Blick zu nehmen, die nach 1945 neu gegründet bzw. zu neuem Leben erweckt wurden. Seit dem Frankfurter Historikertag von 1998 sind Forschungspersönlichkeiten aus dem Bereich der Geschichtswissenschaften, ihre Sozialisation und ihre eigenen Aktionen in Netzwerken immer mehr zu einem wichtigen Thema der Historiographie geworden, während Institutionen und die mit ihnen verbundenen Akteure eher im Abseits des Interesses standen. Dabei kam und kommt ihnen eine entscheidende Bedeutung bei der Etablierung von Forschungsrichtungen (von der Geschichtsdidaktik bis zur Zeitgeschichte), bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, bei der Aussöhnung und Völkerverständigung, wenn



auch zunächst eher auf den Westen beschränkt, und eine Rolle bei dem Systemkonflikt von Kapitalismus und Kommunismus des Kalten Krieges zu. Es entstand also in den 1950er Jahren eine thematisch und organisatorisch bunte und breite außeruniversitäre Forschungslandschaft mit Netzwerken unterschiedlicher Reichweite und Wirkung.

Dabei sollte der Begriff „Netzwerk“ allerdings nicht nur als Metapher verstanden werden. Besonders in den Bereichen über die Einbettung von Akteuren in die Netzwerke, über das Erwerben und Verwenden von sozialem Kapital und über die Wechselwirkung von schwachen und starken Beziehungen innerhalb des Netzes, bildet die Netzwerkanalyse auch für die Geschichtswissenschaft eine Forschungsmethode von hohem Potenzial.

Neben diesen konzeptionellen Überlegungen zur Lage der Geschichtswissenschaften nach 1945, die die Gründungswelle von Instituten hervorbrachte, und der Netzwerkanalyse als Methode stehen die Fallanalysen von drei spezifischen Institutionstypen der außeruniversitären Geschichtswissenschaft im Blickpunkt der Beiträge dieses Bandes. Es sind die Forschungsinstitute, Organisationen wie Vereine und Verbände und schließlich jene Einrichtungen, deren Forschungen explizit auch einen kulturpolitischen Auftrag enthalten.

Den wesentlichen Kern der außeruniversitären Forschung bilden die zahlreichen nach dem Kriegsende und in den 50er Jahren neugegründeten Forschungsinstitute. Gemeinsam ist ihnen allen der Wunsch nach einem Neuanfang der deutschen Geschichtswissenschaft in thematischer Hinsicht und bereits auch sehr früh der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und den Jahren der Diktatur. Für ersteres steht das unter französischer Ägide gegründete Institut für Europäische Geschichte in Mainz, dessen Europafokus als „Zauberformel“ (Duchhardt) für die geistige Befreiung vom Dritten Reich und den raschen Anschluss an die internationale Wissenschaftsgemeinschaft gedient habe. Für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit sind das im Mai 1949 gegründete Deutsche Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit, später umbenannt in Institut für Zeitgeschichte mit seinem umfangreichen Archiv und Spezialbibliothek, aber auch die Vorgängerinstitutionen der seit 1997 bestehenden Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg zu nennen. Dass dabei allerdings wohl auch gezielt eigene „Legenden“ gestrickt wurden, zeigt die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Kommission für Zeitgeschichte. Neben diesen Neuanfängen stehen Wiedergeburten, wie die der Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie, deren NDB und Quelleneditionen an sich noch der Tradition des 19. Jahrhunderts entsprangen, aber so in die neue Zeit transferiert wurden. Auch der Verband der Historiker Deutschlands war durch diese Dichotomie von Tradition und vorsichtiger Erneuerung geprägt.

Keine Wissenschaft lebt nur vom Diskurs allein, sondern auch von der Öffentlichkeit, die sie zur Legitimierung ihrer Existenz zu erreichen versucht. Hinzu kommt die Notwendigkeit für jeden Forscher, sich soziales Kapital für die Karriere zu erwerben. Einerseits waren es Zeitschriften wie die Historische Zeitschrift, die für die notwendigen Debatten und Diskussionen wiederbelebt oder neu geschaffen wurden und so die Verteilung von symbolischem und sozialem Kapital steuerten. Andererseits war es die Einbindung von Verlagen und Geschichtsvereinen, die es gerade

auch ehemaligen NS-Historikern ermöglichte, sich in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen und trotz der institutionalisierten Trennung dieser belasteten Generation von neuen und alten Forschungsinstituten in die wissenschaftliche Gemeinschaft und in die Öffentlichkeit hinein zu wirken. Für die finanzielle Unterstützung, gerade der außeruniversitären Geschichtswissenschaft waren seit 1945 besonders Stiftungen von entscheidender Bedeutung. Ohne diese Hilfe wären viele Erkenntnisse und Karrierewege von Historikern nicht möglich gewesen und so kam und kommt ihnen eine entscheidende Mittlerfunktion zu.

Geschichtswissenschaft war und ist auch Bestandteil einer staatlichen Kultur- und Wissenschaftspolitik, die mit der Gründung und/oder Förderung von Individuen bzw. Organisationen versucht, Einfluss auf die öffentliche Wirkungsmacht der Geschichte zu nehmen. Dieser Bereich wurde auch nach 1945 erneuert und durch die Gründung neuer Institute ausgebaut. Wie das Beispiel des Deutschen Historischen Instituts in Paris zeigt, wurden dabei sogar Überlegungen, die noch vor dem Ersten Weltkrieg angestellt wurden, letztendlich im Zeichen der Westanbindung der BRD verwirklicht und dienten so auch einer auswärtigen Kulturpolitik. Eine wichtige Ergänzung ist dabei auch die politisch gewollte Gründung und die verschiedenen Formen, die Institutionen mit lokal-historischen Bezug bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit und der Etablierung und Ausformung der Zeitgeschichte in Deutschland hatten und haben, hier am Fallbeispiel Hamburg gezeigt.

Netzwerke und ihre Analyse stellen auch für die Geschichtswissenschaften einen Forschungsbereich vom hohen Erkenntnispotenzial dar. Allerdings müssen dabei die Forschungstätigkeit und der daraus zu erzielende wissenschaftliche Nutzen voneinander abgegrenzt werden. Nicht immer rechtfertigen die Ergebnisse den Zeit- und Kostenaufwand der Analyse. Dennoch kann eine pragmatische Anwendung der Netzwerkanalyse, gerade im Bereich der Geschichte von Institutionen mit ihren rechtlichen Rahmen und dem individuellem Handeln ihrer Akteure, fruchtbare Erkenntnisfortschritte erbringen. Allerdings sind dazu immer auch methodologische Überlegungen und begriffliche bzw. inhaltliche Präzisierungen notwendig.

Sicherlich ist dieser Tagungsband nur ein Zwischenschritt auf dem Weg der Historisierung der deutschen Nachkriegshistoriographie. Weitere zu erschließende und erforschende Gebiete wären besonders die außeruniversitäre Geschichtswissenschaft der DDR oder auch der Einfluss der Hochschulreformen seit dem Ende der 60er Jahre in der BRD auf die Verteilung der historischen Forschung innerhalb der universitären und außeruniversitären wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Abschließend sei all jenen herzlich gedankt, die durch ihren Einsatz die Tagungen damit auch diesen Band möglich gemacht haben. Für die konzeptionelle und finanzielle Unterstützung der Tagungen geht ein herzlicher Dank an das Institut für Zeitgeschichte, München/Berlin, insbesondere an Andreas Wirsching und Udo Wengst, an Heinz Duchhardt, ehemals Institut für Europäische Geschichte in Mainz, sowie an Simone Lässig vom Georg Eckert Institut, Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Ohne die Hilfe von Frank Sudern von der Fritz-Thyssen-Stiftung hätte die zweite Tagung nicht stattfinden können, dafür sei ihm und der Stiftung sehr herzlich gedankt. Für die Organisation und den wie immer reibungslosen Ablauf beider Tagungen danke ich Martina Elvert und ihrem

Team vom Kölner Lehrstuhl. Lena Schwerdtfeger von der Fritz-Thyssen-Stiftung sorgte dort für ideale Arbeitsverhältnisse. Auch an sie ein herzliches Dankeschön! Allen Referenten danke ich für ihre Ausführungen und ihre Bereitschaft, die Vorträge bearbeitet und ergänzt zur Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen. Last but not least geht ein nicht minder herzlicher Dank an Kristina Weiß für ihren wie immer unermüdlichen Einsatz bei der Erstellung der Druckvorlage dieses Bandes, und für die Schlussredaktion bedanke ich mich ebenso herzlich bei Ingo Löppen-berg und Şahin Mavili.

Aarhus, im September 2015

Jürgen Elvert

# ZUR BEDEUTUNG VON NETZWERKEN IN DER DEUTSCHEN ZEITGESCHICHTE

*Morten Reitmayer*

1

Die Bedeutung von Netzwerken für die Neuausrichtung der (west-) deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 zu erforschen ist zunächst mit einer ganzen Reihe von Hindernissen verbunden: Einerseits unterstellen – über die gängigen Netzwerktheorien hinaus – sämtliche neueren sozialwissenschaftlichen Handlungstheorien das grundlegende Axiom der sozialen Einbettung der handelnden Akteure. Eine Form derartiger Einbettungen wird als soziales Netzwerk bezeichnet. Die bloße Existenz von Netzwerken in einem Berufsfeld wie demjenigen der Geschichtswissenschaft ist demgemäß nicht nur keine Überraschung, sondern eine Selbstverständlichkeit, denn soziale Netzwerke sind in dieser Perspektive allgegenwärtig, und stellen eben keinen Spezialfall menschlichen Zusammenlebens – von der Familie über die Berufswelt bis hin zur Religiosität – dar. Andererseits ist der empirische Aufwand bei der Rekonstruktion von einem oder mehreren Netzwerken nicht zu unterschätzen, vor allem wenn auch valide Ergebnisse quantitativer Verfahren angestrebt werden. Gerade wegen dieser Allgegenwart sind distinkte Netzwerke schwer zu identifizieren und abzugrenzen, und müssen erst umständlich in ihrer Gestalt und Reichweite rekonstruiert werden statt bereits durch ihre manifeste Existenz zu überzeugen, ohne dass die Relevanz netzwerkförmiger Sozialbeziehungen a priori evident wäre. Dabei ist weniger der Nachweis der sozialen Einbettung der Akteure das empirische Problem, als vielmehr die Abgrenzung eines strategisches Handeln ermöglichendes Netzwerks von jener allgemeinen Einbettung in einen sozialen, z. B. beruflichen Kontext. Erst recht die Annahme konkurrierender Netzwerke stellt die empirische Arbeit dabei vor große Herausforderungen. Denn die Netzwerk-Theorie unterstellt nicht nur, dass sich alles soziale Handeln in Netzwerken vollzieht (was schon fast tautologisch ist), sondern – daraus folgend –, dass Netzwerke keineswegs immer nur instrumentell organisiert sind, ja dass sie nicht einmal immer funktional beziehungsweise anderen sozialen Organisationsformen überlegen sind. Die Frage lautet also: welcher mögliche Ertrag steht diesem Aufwand und diesen Problemen gegenüber? Diese methodisch-theoretische Vorsicht scheint mir angeraten angesichts der immer noch anhaltenden Netzwerk-Euphorie in der Geschichtswissenschaft, die m.E. dazu verführt, die Bedeutung netzwerkartiger Verflechtungen grundsätzlich zu überschätzen oder falsch einzuordnen. Obendrein stehen der Wissenschaftsgeschichte noch weitere, teils konkurrierende, teils

komplementäre, Konzepte zur Verfügung, um Themenfelder der HISTORIOGRAPHIEGESCHICHTE zu bearbeiten: Neben dem Format der (intellektuellen) Biographie<sup>1</sup> können auch Analysekatgorien wie diejenige der „Schulen“ (man denke an die „Frankfurter Schule“<sup>2</sup>, an die „Annales-Schule“<sup>3</sup> oder an die „Marburger Schule der Politikwissenschaft“<sup>4</sup>), der Generation,<sup>5</sup> des Denkstils<sup>6</sup> oder des Paradigmas<sup>7</sup> angewendet werden. Nicht zuletzt verspricht das neue Konzept der „Wissensgeschichte“ neue Einsichten in die grundlegende Weltsicht, die fachliche Methodik und die bevorzugten Forschungsgegenstände sowie die inner- und außerfachliche Nachfrage nach historischem Wissen und dessen wandelnder gesellschaftlicher Funktion. Deshalb stellt die Untersuchung von Netzwerken nur eines von mehreren möglichen Untersuchungsverfahren dar, über deren Einsatz stets das jeweilige Erkenntnisinteresse entscheiden muss.

Hier gilt es, das spezifische Verhältnis von Beharrung und Wandel in den Forschungsgegenständen und -methoden der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 zu erklären, oder etwas bescheidener, einen Beitrag zu seiner Erklärung zu leisten. Mit dieser Fragestellung sind bereits einige Vorentscheidungen über die methodische Vorgehensweise gefallen, denn die Analyse eines einzigen Denkstils, einer Schule oder eines Ego-Netzwerks vermag über die fachliche Innovation in einem Berufsfeld keine Auskünfte zu geben, weil die gesuchte Innovation immer an einem anderen, nicht untersuchten Ort eingetreten sein kann. Sucht man also den Ausgangspunkt solcher Innovationen, müssen mehrere Netzwerke parallel verfolgt werden, und es muss nach Überschneidungen oder Kontakten zwischen diesen geforscht werden, die die Entstehung und Verbreitung des Neuen erklären können, indem sie plausibel machen, dass diese Akteure oder Orte dafür Sorge tragen, dass

- 1 Exemplarisch Jan Eckel, *Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2005.
- 2 Rolf Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung*, München 1986; Martin Jay, *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950*, Frankfurt 1981.
- 3 Lutz Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre. ‚Annales‘-Geschichtsschreibung und ‚nouvelle histoire‘ in Frankreich 1945–1980*, Stuttgart 1994.
- 4 Christoph Hüttig / Lutz Raphael, Die „Marburger Schule(n)“ im Umfeld der westdeutschen Politikwissenschaft 1951–1975, in: Wilhelm Bleek / Hans J. Lietzmann (Hgg.), *Schulen in der deutschen Politikwissenschaft*, Opladen 1999, 293–318.
- 5 Jin-Sung Chun, *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit. Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948–1962*, München 2000; vergl. auch die Interviewreihe mit Historikern „Fragen, die nicht gestellt wurden, oder: Gab es ein Schweigegelübde der zweiten Generation?“ <http://hszokult.geschichte.hu-berlin.de/BEITRAG/intervie/index.htm> [04.03.2015].
- 6 Ludwik Fleck, *Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt 1980; Als Beispiel: Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1934*, München 2001.
- 7 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1976.

Ideen unterschiedlicher Provenienz auf neuartige Weise verknüpft und in Netzwerke eingespeist werden, in denen sie bis dato nicht zirkulierten.

Ich werde daher im Folgenden – gewissermaßen versuchsweise und auf beschränktem Raum – den Netzwerk-Ansatz einsetzen, um gemäß des bekannten Diktums von Ludwik Fleck, dass „Denken eine soziale Tätigkeit katexochen“<sup>8</sup> ist, einen sozialhistorischen Beitrag zur Ausgangsfrage zu leisten, nämlich welche sozialen Voraussetzungen und welches soziale Kapital die Träger methodisch-fachlicher Innovation in die geschichtswissenschaftliche Arbeit der 1950er Jahre einbringen konnten.

Zu diesem Zweck werde ich zunächst einige Kategorien des Netzwerk-Ansatzes erläutern, nämlich das Problem der *Einbettung* von Akteuren in Netzwerke, die Bedeutung von *Sozialem Kapital*, die Relevanz *starker und schwacher Beziehungen*, und schließlich die Figur des *cutpoint-Akteurs*. Daran anschließend sollen diese Kategorien auf zwei prominente und für die fachliche Weiterentwicklung der westdeutschen Historiographie besonders relevante Akteure angewendet werden, nämlich auf Werner Conze und Theodor Schieder, indem ihre spezifische Einbettung in das Historikerfeld ihrer Zeit untersucht wird. Abschließend soll vor dem Hintergrund der Ergebnisse der Wert des Netzwerkansatzes für die Geschichte der Geschichtswissenschaft und in weiterer Perspektive für die Produktion und Verbreitung von Wissensbeständen und Wissensformen evaluiert werden.

## 2

Soll der Versuch erfolgreich sein, Momente der Neuausrichtung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 mit Hilfe des Netzwerkansatzes zu entschlüsseln, indem genuin soziale Faktoren des Wandels identifiziert werden können, so muss das Bestehen stabiler, wenn auch nicht notwendigerweise institutionalisierter Beziehungen zwischen Akteuren beziehungsweise Akteursgruppen, aber auch zwischen Institutionen wie Zeitschriften, Forschungsinstitute usw. schlüssig nachgewiesen werden. Doch darüber hinaus müssen zunächst auch einige Kategorien der Netzwerkanalyse empirisch bestimmt werden, um einen Mehrwert an Erkenntnis gewinnen zu können. Andernfalls bleibt der Netzwerk-Begriff rein metaphorisch, und das Vorhaben begibt sich des heuristischen Wertes der Netzwerkforschung.

Die erste hier zu klärende Kategorie, die für die Sozialgeschichte des Historikerfeldes fruchtbar gemacht werden soll, ist diejenige der *Einbettung* von Akteuren in ein Netzwerk; sie ist grundlegend für den Netzwerkansatz. Der Begriff der Einbettung (in der Sprache der Netzwerkanalyse: die *embeddedness*) wurde von Mark Granovetter, einem Doyen der Netzwerk-Forschung, als handlungstheoretisches Konzept entwickelt, das den modelltheoretischen wie den empirischen Aporien sowohl des Strukturfunktionalismus als auch des *rational choice*-Ansatzes entgegen soll: Der Strukturfunktionalismus unterstellt faktisch „übersozialisierte“ Akteure,

8 Fleck, *Entstehung und Entwicklung*, 129.

die in sozialer Isoliertheit in ihrem Handeln von internalisierten sozialen Strukturen determiniert sind. Auch der *rational choice*-Ansatz geht von sozial isolierten Akteuren aus, deren Handeln sich eng an ihrem Eigeninteresse orientiert; soziale Beziehungen werden in diesem Modell hauptsächlich als Störfaktor betrachtet.<sup>9</sup> Dagegen macht der Netzwerkansatz gerade die Kontextgebundenheit sozialen Handelns zum Thema. Um das Konzept der *embeddedness* für die sozialhistorische Analyse des Historikerfeldes fruchtbar zu machen, stellt sich daher zuerst die Frage, worauf die Einbettung der fraglichen Akteure (also hier: der Historiker) in das jeweilige Netzwerk beruhte. Bei den hier in Rede stehenden Historikern kann die Einbettung nicht allein auf ihrer Berufszugehörigkeit beruhen, die ja allen Akteuren im Historikerfeld gemein ist, und deshalb nicht als Abgrenzungskriterium taugt. Weitere Eingrenzungen sind also notwendig. Zu denken ist zunächst an Gemeinsamkeiten des Lebensschicksals, was für die Zeit nach 1945 zum Beispiel bedeuten konnte: Der Verlust der beruflich-sozialen Position in Folge einer zu starken Belastung durch Aktivitäten während der NS-Zeit – dies stellte den sozialen Hintergrund für die treibenden Kräfte bei der Gründung der Ranke-Gesellschaft

„die führenden Mitglieder dieser Gesellschaft rekrutierten sich überwiegend aus Historikern, die während des Dritten Reiches in mehr oder weniger großer Nähe zum Nationalsozialismus gestanden hatten: Otto Becker, Erich Keyser, Karl Alexander v. Müller, Heinrich v. Sbrink, Harold Steinacker, Otto Brunner, Walter Peter Fuchs und Reinhard Wittram“<sup>10</sup>

dar, also bei Gustav Adolf Rein,<sup>11</sup> und bei Hellmuth Rössler<sup>12</sup> und Günter Franz<sup>13</sup> zumindest vorübergehend.<sup>14</sup> Sie bildeten gewissermaßen den – nach 1945 politisch ausgegrenzten – radikalen Kern dieses Netzwerkes völkisch-konservativer Historiker, für deren Mehrzahl das Jahr 1945 eine mehr oder weniger lange Unterbrechung ihrer Ordinariertätigkeit brachte.

Selbstverständlich kommen als gemeinschaftsbildende Faktoren, die die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk begründen können, auch diejenigen Momente in Frage, die oben als konkurrierende Konzepte diskutiert werden, also zum Beispiel die generationelle Zugehörigkeit. Auch die Zugehörigkeit zu einer „Schule“, also ein gemeinsamer akademischer Lehrer, ein teilweise zeitgleiches Doktorat, später das gemeinsame Auftreten auf Tagungen, gemeinsame Herausgeberschaften usw.,

9 Mark Granovetter, *Economic Action and Social Structure, The Problem of Embeddedness*, in: *American Journal of Sociology* 3/1985, 481–510; Dorothea Jansen, *Einführung in die Netzwerkanalyse*, Opladen 2003, 20–21.

10 Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993, 205.

11 Gustav Adolf Rein (1885–1979) trat bereits vor 1933 in die NSDAP ein und war einer der Unterzeichner des „Bekennnis[s] der Professoren an den deutschen Universitäten zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat“. Von 1933 bis 1938 Rektor der Universität Hamburg, wurde er nach Abschluss des Entnazifizierungsverfahrens nicht wieder als Emeritus in die Fakultät aufgenommen.

12 Hellmuth Rössler (1910–1968).

13 Günther Franz (1902–1992); ebenfalls 1933 Unterzeichner des „Bekennnisses der Professoren... zu Adolf Hitler“.

14 Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft*, 203–205.

ohne dass sich dadurch auch zwingend die institutionellen Zusammenhänge und Zwänge, wie stabile Forschergruppen oder als Vorbild dienende Forschungsergebnisse, oder verbindliche theoretisch-methodische Bezüge hergestellt haben müssen, die „echte“ wissenschaftliche Schulen auszeichnen. Eine etwas allgemeinere und unschärfere, aber gegebenenfalls auch individuell begrenztere Gemeinsamkeit konnte ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund darstellen, der das berufliche Handeln auf eine etwas weniger dramatische Weise beeinflussen und bestimmen konnte, etwa die Wahrnehmung des kollektiven, relationalen Bedeutungs- und Ansehensverlusts der traditionellen geisteswissenschaftlichen Fächer und ihrer etablierten Akteure, Verfahren, Grundannahmen, Wissensbestände und Erkenntnisinteressen, und darüber hinaus ganz allgemein der behauptete Niedergang der „Gebildeten“ in einer sich zunehmend „materialistische“ gebenden Welt (also im „Wirtschaftswunder“).

Zweifellos kann die Einbettung von Akteuren in ein Netzwerk auch auf entgegengesetzten Erfahrungen beruhen; man denke an den Aufstieg der Soziologie in der Bundesrepublik und innerhalb dieser der Aufstieg der ehemals nationalsozialistisch belasteten Humanwissenschaftler um Arnold Gehlen und Helmut Schelsky zur konservativen Avantgarde der Bundesrepublik.<sup>15</sup> Aus solchen Erfahrungen konnten sich gemeinsame Handlungszusammenhänge bei den etablierten *peers* der Zunft erwachsen, die beispielsweise auf die Rückgewinnung verlorener Deutungshoheit (und sei es „nur“ innerhalb der akademischen Fachdiskurse) abzielten und innerhalb derer deshalb versucht wurde, soziales Kapital zu mobilisieren, um die akademischen Ressourcen – also letztlich Geld und Stellen – des Faches zu vergrößern. Einschränkend ist allerdings zu bedenken, dass über die Möglichkeiten, derartige Ressourcen zu erlangen, erst in zweiter Linie die Stärke des Netzwerks entschied, sondern letztlich die Rahmenbedingungen, hier also in erster Linie die Hochschulstats. Andererseits konnten wissenschaftliche Netzwerke aber auch bis in die Kultusministerien und andere wissenschaftspolitisch relevante Institutionen reichen. Neben den skizzierten Gemeinsamkeiten des Lebensschicksals und den strukturähnlichen Erfahrungen von Statusgruppen konnten drittens – die Liste ist wohlgemerkt nicht abgeschlossen! – selbstverständlich auch gemeinsame Interessen, seien es wissenschaftliche Erkenntnisinteressen, politisch-ideelle Deutungsinteressen oder Karriere- und Machtinteressen Gemeinsamkeiten stiften, die in netzwerkförmige Verbindungen mündeten und damit die Einbettung der Akteure in die jeweils fraglichen Netzwerke begründeten.

15 Morten Reitmayer, *Elite. Sozialgeschichte einer politisch-gesellschaftlichen Idee in der frühen Bundesrepublik*, München 2009; Paul Nolte, *Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert*, München 2000; Karl-Siegbert Rehberg, Hans Freyer, Arnold Gehlen, Helmut Schelsky, in: Dirk Kaesler (Hg.), *Klassiker der Soziologie Bd. 2*, München 2000, 72–104.



Die zweite, hier zu klärende Kategorie des Netzwerk-Ansatzes ist diejenige des *soziales Kapitals*, und damit zusammenhängend, das Problem der *Reziprozität*. Bekanntlich wurde der Begriff des sozialen Kapitals von Pierre Bourdieu in die Soziologie eingeführt. Gemeint ist damit

„die Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes [sic!] von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen.“<sup>16</sup>

Der Umfang des sozialen Kapitals, über das ein Akteur verfügt, hängt demnach sowohl von der Reichweite des Netzes derjenigen seiner Beziehungen ab, die er tatsächlich effektiv zu mobilisieren vermag, als auch vom Umfang des (ökonomischen, kulturellen und symbolischen) Kapitals, das diejenigen besitzen, mit denen jener Akteur mobilisierbare Beziehungen unterhält. Allerdings ist das in Netzwerken zirkulierende soziale Kapital ungleich verteilt und weist den Akteuren damit Position und Einfluss innerhalb eines Netzwerks zu, was umgekehrt nichts anderes bedeutet, als dass die Verteilung des sozialen Kapitals die Struktur des Gesamtnetzwerkes prägt. Dieser Umstand verweist auch auf die Kategorie der *Macht*. Die Untersuchung der ungleichen Machtverteilung innerhalb der und zwischen den verschiedenen Historikergruppen der 1950er Jahre ist gerade dann notwendig, wenn nicht nur ein Individuum, sondern ein Kollektiv, bzw. nicht allein ein (Ego-) Netzwerk, sondern verschiedene Netzwerke in den Blick genommen werden.

Die Beziehungen, aus denen ein Netzwerk besteht, müssen jedoch aufgebaut und gepflegt werden, mit anderen Worten, es müssen materielle und immaterielle Investitionen getätigt werden, um dauerhafte Verpflichtungen zu errichten, auch wenn diese Investitionen häufig keineswegs intentional und kalkuliert getätigt werden. Dass und in welchem Ausmaß Akteure in Netzwerke eingebettet sind, dass sie diese Netzwerke pflegen, und dass „Beziehungsarbeit“ auch „Beziehungskapital“ hervorbringt, ist den Akteuren also keineswegs voll bewusst, und es lässt sich gut begründet vermuten, dass diese Beziehungsarbeit umso ertragreicher (im Verhältnis zum betriebenen Aufwand) erfolgt, je weniger kalkuliert sie auf ein bestimmtes Ziel hin geleistet wird, und je „ungezwungener“ die sozialen (Re-) Investitionen getätigt werden. Derartige Verpflichtungen gelten – in durchaus ungleicher Form – in jede Richtung, mit anderen Worten, sie sind reziprok. Das Problem der gegenseitigen Verpflichtung stellt übrigens seit Georg Simmel und Marcel Mauss einen der ältesten soziologischen Untersuchungsgegenstände dar,<sup>17</sup> nicht zuletzt, weil die „Leistung“ und die „Gegenleistung“ zeitlich weit entkoppelt sein können. „Ver-

16 Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital, in: ders., *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 1992, 49–79, hier 63 (Hervorhebung im Original); auch für das Folgende.

17 Vgl. Christian Stegbauer, Reziprozität, in: ders. / Roger Häußling (Hgg.), *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden 2010, 113–22.

trauen“ ist deshalb eine essenzielle Voraussetzung und gleichermaßen Ergebnis gegenseitiger Verpflichtungen, und rückte deshalb auch zu einer Schlüsselkategorie der neueren Kulturgeschichte auf.<sup>18</sup> Die Form dieser reziproken Beziehungen, die Inhalte der gegenseitigen Verpflichtungen, müssen dabei in jedem untersuchten Fall neu (historisch) identifiziert werden. Netzwerkanalytische Untersuchungen müssen daher auch der Frage nachgehen, welcher Art die gegenseitigen Verpflichtungen zwischen Professoren im Historikerfeld waren. An dieser Stelle lohnt es sich, die netzwerkanalytische Unterscheidung zwischen Kommunikations- und Einflussnetzwerken einerseits und Tausch- und Verhandlungsnetzwerken andererseits aufzugreifen: Während in ersteren der Einfluss eines Akteurs umso größer ist, je größer die Zahl seiner Außenbeziehungen ist und je mächtiger seine Kontakttakteure ihrerseits sind, hängt in letzteren der Einfluss eines Akteurs davon ab, dass seine Kontakttakteure verhältnismäßig machtlos sind, weil sie nur über ein geringes Repertoire an Alternativen verfügen.<sup>19</sup> Für die Untersuchung von Einflussbeziehungen im Historikerfeld (und anderswo) erscheint deshalb der Sozialkapital-Ansatz besonders hilfreich und weiterführend, nicht zuletzt weil er durch die Möglichkeit zur Quantifizierung von Sozialbeziehungen valide Daten für deren Interpretation generiert und Veränderungen sichtbar machen kann. An dieser Stelle ist auch eine Kombination der Netzwerkanalyse mit dem Bourdieu'schen Feldansatz denkbar, um die Relevanz unterschiedlicher Kapitalsorten – etwa das spezifische *wissenschaftliche* Kapital eines oder mehrerer Historiker – von deren sozialem Kapital abgrenzen zu können. Auch die Bedeutung feldüberschreitender Netzwerke wird auf diese Weise erst wirklich sichtbar, etwa die nicht unbedeutenden Kontakte, die einige Historiker der Ranke-Gesellschaft in den 1950er Jahren zum Kreis der Evangelischen Akademie (z. B. zu Hans-Helmut Kuhnke und zu Axel Seeberg vom Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt) aufbauten und verwerteten.<sup>20</sup>

Die Bedeutung und Unterscheidung *starker und schwacher Beziehungen* ist die dritte hier kurz zu klärende netzwerkanalytische Kategorie. Sie wurde von dem bereits erwähnten Mark Granovetter als Ergebnis seiner Untersuchung eines Ausschnitts des amerikanischen Arbeitsmarkts entwickelt. Granovetter war von dem Befund ausgegangen, dass fast zwei Drittel aller Arbeitsstellen nicht über formale Kontakte wie Anzeigen in Zeitungen vergeben wurden, sondern durch informelle Kontakte, nämlich entlang persönlicher Beziehungen. Granovetter fand dabei heraus, dass diejenigen Jobwechsler, die die entscheidenden Informationen über einen arbeitsbezogenen, aber verhältnismäßig losen Kontakt (*weak ties*, bemessen nach

18 Exemplarisch Ute Frevert, *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München 2013.

19 Jansen, *Einführung in die Netzwerkanalyse*, 169–187, hier 178. Die klassische Untersuchung eines Netzwerks, das beide Elemente für unterschiedliche Zwecke in Politik und Wirtschaft miteinander kombiniert ist: John F. Padgett / Christopher K. Ansell, Robust Action and the Rise of the Medici 1400–1434, in: *American Journal of Sociology* 98/1993, 1259–1319.

20 Ranke-Gesellschaft (Hg.), *Führungsschicht und Elitproblem. Konferenz der Ranke-Gesellschaft*, Frankfurt 1957.

der Häufigkeit des Zusammentreffens) erhielten, signifikant häufiger deutlich höhere Einkommen erzielen konnten als diejenigen Jobwechsler, bei denen die relevanten Informationen aus dem engen Familien- und Freundeskreis (*strong ties*) stammten.<sup>21</sup> Die reine Dichte oder Diversität eines Ego-Netzwerks genügt also offensichtlich keineswegs zur Erklärung bestimmter sozialer Prozesse oder Interaktionen.

Die Unterscheidung zwischen starken und schwachen Beziehungen führt schließlich zur vierten hier notwendigen Begriffsbestimmung: Schwache Beziehungen, bei denen Kontaktpersonen sich verhältnismäßig selten sehen, verbinden typischerweise *cutpoints*. Dies sind Schnittstellen, an denen Informationen zwischen Gruppen von relativ hoher Kohäsion und Binnenkommunikation, aber mit verhältnismäßig schwacher Außenkommunikation ausgetauscht werden. *Cutpoint-Akteure* ziehen ihren Vorteil gerade aus dem Umstand, dass jene verhältnismäßig engen Cluster nur über sie miteinander in Kontakt treten können. *Cutpoint-Akteure* verbinden diese Cluster über strukturelle „Löcher“ hinweg, ohne den Clustern selbst anzugehören, und ohne ihrer sozialen Kontrolle zu unterliegen: Strukturelle Autonomie ist deshalb die Basis ihres sozialen Kapitals. Ihre Gewinne ergeben sich aus ihrer strategisch günstigen Position im Informationsprozess. *Cutpoint-Akteure* sind deshalb auch geradezu prädestiniert für die Kombination unterschiedlicher Ideen zu neuen Ideengebilden, also zur Rolle als Innovatoren. Umgekehrt können sie nur in geringerem Maße auf die Solidaritäten aus den eng geknüpften Netzwerken vertrauen, die sie miteinander verbinden, ohne ihnen wirklich anzugehören.<sup>22</sup>

## 3

Die Neuausrichtung der (west-) deutschen Geschichtswissenschaft, die nach 1945 erfolgte, trug nicht die Züge eines jähen revolutionären Wandels, der in einem kurzen Zeitraum das gesamte Arbeitsfeld der Historiker verändert hätte, sondern erstreckte sich über einen Zeitraum von mindestens zwei Jahrzehnten. Er betraf sowohl die bevorzugten Forschungsgegenstände, als auch die Ausrichtung der Leitfragen und die gewählten Untersuchungsmethoden. Hier sollen im Wesentlichen die sozialen Kontexte von zwei Strängen dieses Wandels rekonstruiert werden, nämlich erstens des Aufstiegs der Sozialgeschichte,<sup>23</sup> und zweitens des Verlassens der ausgetretenen Pfade der Politik-zentrierten Nationalgeschichtsschreibung. Diese beiden Stränge waren zwar vielfach miteinander verflochten, und zwar sowohl personell als auch methodisch, dennoch ist es sinnvoll, diese analytisch zu trennen,<sup>24</sup> nicht zuletzt weil sie zeitlich keineswegs parallel verliefen.

21 Vgl. Jansen, *Einführung in die Netzwerkanalyse*, 240–245.

22 Jansen, *Einführung in die Netzwerkanalyse*, 29–30, 105–06, 244.

23 Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft*, 281–301.

24 Eine Trennung, die nicht weniger willkürlich ist als diejenige, die in Gestalt biographischer Einzelstudien erfolgt.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, aus der sozialen Einbettung zweier zentraler Akteure im Historikerfeld, nämlich Werner Conzes und Theodor Schieders, weitere Erkenntnisse zum Verständnis der besagten Neuorientierung der (west-)deutschen Geschichtswissenschaft zu gewinnen. Am Beginn unserer Untersuchung steht jedoch eine andere Zentralfigur, nämlich Hans Rothfels.<sup>25</sup> Rothfels war nicht nur der Mentor Conzes und Schieders, er bildete gewissermaßen den Nucleus zur Entstehung der Netzwerke Conzes und Schieders. Rothfels stellte damit die wissenschaftlich-soziale Infrastruktur zur Verfügung, innerhalb derer Conze und Schieder dann agierten.

Der 1891 geborene Hans Rothfels war 1926 als Ordinarius an die Universität Königsberg berufen worden. Unter dem Eindruck der territorialen Verluste Deutschlands durch den Versailler Vertrag nahm diese Universität die Rolle eines „Vorposten[s] des Reiches und des ‚Abendlandes‘“<sup>26</sup> in einem ethnisch gemischten Gebiet ein, was die politische Atmosphäre an der Universität maßgeblich beeinflusste. Zusammen mit den besonderen Naturerlebnissen in der ostpreußischen Landschaft<sup>27</sup> schufen diese Erfahrungen zumindest bei einem nennenswerten Teil der hier arbeitenden Geisteswissenschaftler (zunächst unabhängig von ihren generationellen Gemeinsamkeiten) die Voraussetzungen für einen intensiven Gruppenzusammenhalt. Bis zur Berufung nach Königsberg, das heißt während seiner gesamten wissenschaftlich prägenden Sozialisationsphase war Rothfels nicht besonders gut in der deutschen Geschichtswissenschaft „vernetzt“ gewesen. Sein Doktorvater Hermann Oncken beeinflusste ihn wissenschaftlich kaum; nur mit seinem Altersgenossen Siegfried Kähler und mit seinem Mentor Friedrich Meinecke pflegte er eine intensivere Kommunikation. In Berlin führte er eine „vereinzelte akademische Existenz“.<sup>28</sup> Fachfremde oder irgendwie neuartige Ideen und Anregungen von den Rändern oder von jenseits der Grenzen des Historikerfeldes waren durch diese relativ schwache akademisch-soziale Einbettung nicht zu erlangen, und Rothfels' Qualifikationsarbeiten über Carl von Clausewitz und Bismarcks Außenpolitik waren hinsichtlich des Gegenstands, ihrer Fragestellungen und Methodik denn auch höchst konventionell. Erst in Königsberg erweiterte sich sein wissenschaftlich-soziales Umfeld deutlich. Nach 1945 verfügte Rothfels dann über eine außerordentlich einflussreiche Position im westdeutschen Historikerfeld, was ihn in die Lage versetzte, umfangreiche Forschungsressourcen zu lenken, etwa zu Gunsten von Theodor Schieders Editionsunternehmen der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“.<sup>29</sup>

25 Zu Rothfels' Rolle in der deutschen Geschichtswissenschaft vgl. die Studie von Jan Eckel, *Hans Rothfels. Eine intellektuelle Biographie im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2005.

26 Thomas Etzemüller, Die „Rothfelsianer“. Zur Homologie von Wissenschaft und Politik, in: Johannes Hürter / Hans Woller (Hgg.), *Hans Rothfels und die deutsche Zeitgeschichte*, München 2005, 121–144, hier 128.

27 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 23.

28 Eckel, *Hans Rothfels*, 103.

29 Eckel, *Hans Rothfels*, 275.

Besonders zwei wesentliche Faktoren für diese starke Position von Rothfels müssen hier erwähnt werden: Zum einen reichte sein Kommunikationsnetzwerk mittlerweile in viele wichtige Institutionen hinein: Er war u.a. Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission der „Dokumentation der Vertreibung“ sowie des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Zeitgeschichte; hatte die Herausgeberschaft der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte übernommen und war Hauptherausgeber der „Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik“; 1958 wurde er mit großer Mehrheit zum Vorsitzenden des Historikerverbandes gewählt und gehörte zum Beirat des Max-Planck-Instituts für Geschichte.<sup>30</sup> Und zum anderen verfügte Rothfels inzwischen über ein außerordentliches wissenschaftlich-symbolisches Renomee: Dieses beruhte vor allem auf zwei Interpretationsleistungen: Erstens war es ihm in seinen Bismarckstudien gelungen, die damals einflussreichen Zeitdiagnosen, welche eine „geistesgeschichtliche Ahnenreihe ‚von Bismarck [oder gar von Luther!], M.R.] bis Hitler‘“ zur Erklärung des Nationalsozialismus konstruiert hatten,<sup>31</sup> zu widerlegen – jedenfalls in den Augen der damals politisch interessierten Historiker und der politischen Öffentlichkeit. Und zweitens hatten seine Arbeiten zum (konservativen) Widerstand gegen Hitler ein wirksames Schutzschild gegen die (ihrerseits nur wegen ihrer exkulpierten Funktion heraufbeschworene) Kollektivschuldthese geboten.<sup>32</sup> Mit diesen politisch-ideellen Interpretationsleistungen erlangte Rothfels für die akademische wie für die außerakademische Historiographie eine symbolische Bedeutung, die für die Wiederherstellung des verunsicherten westdeutschen Geschichtsbewusstseins von essentieller Bedeutung war. Inhaltlich oder methodisch innovative Impulse gingen von ihm dabei jedoch nicht aus. Im Grunde blieb Rothfels Zeit seines Lebens ein Staats-orientierter Politikhistoriker; „in seinen Texten ließ er ... diejenigen Persönlichkeiten, die für ihn positiv besetzt waren ... fast physisch mit dem Staat verschmelzen“.<sup>33</sup>

Das war bei Werner Conze und Theodor Schieder anders. Vor allem waren sie während ihrer prägenden wissenschaftlichen Sozialisationsphase in ganz andere soziale Kontexte eingebettet. Zunächst einmal bestand bei den Königsberger Nachwuchswissenschaftlern, etwa Erich Maschke, Schieder und Conze (und anderen), die alle zwischen 1900 und 1910 geboren und in bürgerlich-protestantischen Elternhäusern aufgewachsen waren und damit der „Kriegsjugendgeneration“<sup>34</sup> angehörten, ein enger generationelle Zusammenhang. Sie hatten den Ersten Weltkrieg zwar mehr oder weniger bewusst erlebt, doch die Erfahrung des Soldat-Seins der Älteren blieb ihnen verwehrt. Als junge Männer beneideten sie diese Älteren um

30 Eckel, Hans Rothfels, 274–76.

31 Vgl. Barbro Eberan, *Luther? Friedrich „der Große“? Wagner? Nietzsche? ...? ...? Wer war an Hitler schuld? Die Debatte um die Schuldfrage 1945–1949*, München 1983.

32 Eckel, *Hans Rothfels*, 277, auch für das Folgende.

33 Eckel, *Hans Rothfels*, 52.

34 Ulrich Herbert, „Generation der Sachlichkeit“. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre, in: ders., *Arbeit, Volkstum, Weltanschauung*, Frankfurt 1995, 31–58.

deren „Fronterlebnis“, und erfuhren die nachfolgende Weimarer Republik individuell als sozialen Abstieg oder zumindest als große materielle Bedrohung ihrer Familie, und kollektiv als Infragestellung aller ihrer politisch-ideellen Überzeugungen, weshalb sie die neue republikanische Ordnung ablehnten. Ihre Arbeit als Historiker sahen sie als Beitrag zur Verteidigung des deutschen Volkes, nicht der Republik. Zusammen begründeten alle diese Erfahrungen den sozialen Kontext zumindest eines Teils der Königsberger Historiker. Doch obwohl Rothfels als akademischer Lehrer „Beichtvater, Vorbild, Schutzschild“ seiner Schüler war,<sup>35</sup> spielte er für die methodische und inhaltliche Neuorientierung der Geschichtswissenschaft, die jene dann vorantrieben, nur eine untergeordnete Rolle. Zum „Idol der heranwachsenden jungkonservativen Historikergeneration“<sup>36</sup> wurde er in Königsberg vielmehr aufgrund der politischen Stoßrichtung seiner Forschungen.

Werner Conze war 1931 nach Königsberg gekommen;<sup>37</sup> auf der Suche nach einem anregenden Lehrer, der ihm einen Weg aufzeigen könnte, wissenschaftliche Arbeit mit dem Drang zur politischen Aktion zu verbinden.<sup>38</sup> Hier stieß er auf ähnlich gesonnene Geistes- und Sozialwissenschaftler wie Werner Markert, Herbert Grundmann, Kurt von Raumer, Theodor Oberländer und daneben die bereits erwähnten Hans Rothfels, Erich Maschke, Gunther Ipsen und Theodor Schieder.<sup>39</sup> Drei Jahre später schloss er hier bei Rothfels seine Dissertation über die deutsche Sprachinsel Hirschenhof in Livland ab, dann ging er mit dem Soziologen Gunther Ipsen als Assistent nach Wien. Damit war die Überschreitung der Fächergrenze für Conze bereits institutionalisiert, wobei Ipsen seinerseits durchaus interdisziplinär arbeitete, indem er „mit seinen philosophischen Fähigkeiten und Interessen gründliche Kenntnisse in Geschichte, Vorgeschichte und systematischen Kulturwissenschaften, besonders Sprachwissenschaft“ verband (so aus der Begründung für einen Lehrauftrag Ipsens für Geschichtsphilosophie aus dem Jahr 1926).<sup>40</sup> Conze blieb allerdings Historiker und habilitierte sich in Wien 1940 mit einer Arbeit über „Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weißrussland“. Bemerkenswerterweise kam es über die Interdisziplinarität von Conzes Arbeit gleich zu einem Konflikt, weil die Lehrbefugnis nicht, wie von Conze angestrebt, für „Geschichte, insbesondere osteuropäische Geschichte“ erteilt wurde, sondern nur für das Fach „Volkslehre“ in Aussicht gestellt wurde.<sup>41</sup> Nach bzw. während seiner Zeit als Wehrmachtsoffizier an der Ostfront, wo er schwer verwundet wurde, berief ihn die „Reichsuniversität“ Posen auf ein Extraordinariat. Es ist unbestritten, dass Conze

35 Etzemüller, *Die „Rothfelsianer“*, 129.

36 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 25.

37 Jan Eike Dunkhase, *Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2010.

38 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 256.

39 Etzemüller, *Die „Rothfelsianer“*, 128.

40 Zitiert nach Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*, Göttingen 1993, 72.

41 Dunkhase, *Werner Conze*, 56–57.

zu denjenigen Geistes- und Sozialwissenschaftlern gehörte, die sich an den Großraumplänen der Nationalsozialisten beteiligten und die sich von dieser Beteiligung auch einen Karriereschub erhofften. Das Ausmaß und die Relevanz seiner diesbezüglichen Aktivitäten kann hier nicht diskutiert werden. Fest steht, und das ist für den hier in Rede stehenden Fragehorizont von Bedeutung, dass Conze während seiner Zeit als Nachwuchswissenschaftler in Königsberg (und in Wien) durch die spezifische Art seiner sozialen Einbettung mit Gegenständen, Leitfragen und Methoden in Berührung kam, die die engen Grenzen der damals vorherrschenden Politikgeschichtsschreibung weit überschritten, und bereits mit seinen Qualifikationsarbeiten selbst dazu beitrug, dass die Erkenntnisinteressen und die Verfahren des Faches verschoben wurden. Soziologie, Statistik, Demographie und Sprachwissenschaften lieferten nun wichtige Anregungen und Ergebnisse. „Lebensraum“, „Verfassung“ und „Bevölkerung“ stellten die zentralen Erkenntniskategorien dar, mit denen nicht nur Conze, sondern der Kreis der genannten Königsberger Wissenschaftler operierte.<sup>42</sup> Auch wenn die Bedeutung dieser „Volksgeschichte“<sup>43</sup> (andere Historiker, etwa Otto Brunner, verwendeten auch andere Bezeichnungen, etwa „Strukturgeschichte“) für die Entwicklung der „Sozialgeschichte“ nach 1945 kontrovers diskutiert wird, so ist es doch unumstritten, dass dieser Ausbruch aus den eng gewordenen Grenzen der Staats-zentrierten Politikgeschichte durch die völkischen Ordnungsideen und Ambitionen der Zwischenkriegszeit und des Nationalsozialismus ganz wesentlich motiviert war. Die Einzelinteressen der Protagonisten mochten sich unterscheiden; die Richtung dieses Ausbruchs stimmte weitgehend überein. Das betraf zum einen die Integration von Erkenntnissen und teilweise auch von Methoden der oben genannten Nachbarwissenschaften. Zum anderen erweiterte sich das Spektrum der Untersuchungsgegenstände zumindest bei einem Teil der fraglichen Historiker über den engen sozialen Kreis der Eliten hinaus bis hin zu den (besitz-) bäuerlichen Schichten, was seinen Ansatz beispielsweise von demjenigen Otto Brunners unterschied.

Nach 1945 war trotz aller epistemologischen Kontinuitäten diese Form der Volksgeschichte nicht mehr vermittelbar; gleichzeitig war es möglich, mit nur geringen Abwandlungen wichtige Elemente dieser Proto-Sozialgeschichte in die neue politische Ordnung hinüberzuretten, zumal die Regeln des Wissenschaftsbetriebs

42 Thomas Etzemüller hat sich in mehreren Studien bemüht, unter Bezugnahme auf die Analytik Ludwik Flecks den „Denkstil“ der Königsberger Gruppe bzw. der „Rothfelsianer“ zu rekonstruieren. Kritisiert wurde allerdings, dass die von Fleck übernommenen Kategorien des „Denkstils“ und des „Denkkollektivs“ zu unscharf geblieben seien, und dass sich Etzemüller in Wahrheit bemüht habe, das Netzwerk, das Werner Conze aufbaute und innerhalb dessen er agierte, sichtbar zu machen. Dazu ist allerdings zu bemerken, dass Etzemüller keinerlei netzwerkanalytische Begriffe oder Methoden zitiert oder anwendet; insofern geht dieser Vorwurf m.E. ein wenig an Etzemüllers Leitfragen und Verfahren vorbei. Manfred Hettling, Rezension zu Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001, in: *H-Soz-Kult*, 03.12.2002, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-813> [10.03. 2015].

43 Allgemein vgl. Oberkrome, *Volksgeschichte*.

zumindest in Westdeutschland weitgehend unverändert blieben, während die politische Spitze, die nach 1918 den osteuropäischen „Lebensraum“ durch die Kulturleistungen der deutschen Bevölkerung „ordnen“ wollte, ihre Bedeutung verloren hatte und einfach fallengelassen werden konnte. Was blieb, war die Ausdehnung des Gegenstandsbereichs der neuen „Sozialgeschichte“ und auch die Lebensverhältnisse und die politische Bedeutung der Sozialgruppen unterhalb der Eliten, was nun aber nicht mehr auf die bäuerliche Bevölkerung beschränkt bleiben musste. Konsequenterweise dehnte Werner Conze seine Interessen jetzt auf die Industrielle Gesellschaft aus. Von dem Soziologen Hans Freyer, der dem Königsberger Kreis zumindest sehr nahe gestanden hatte, und der mit seiner „Weltgeschichte Europas“ großen Einfluss auf die Neuzeithistoriker der späten 1940er und 50er Jahre ausübte (ablesbar an Freyers Auftritten auf mehreren Historikertagen in den 1950er Jahren) übernahm Conze auch die Denkfigur einer fundamentalen kulturgeschichtlichen Schwelle um 1800; eine Transformation, die nur mit der neolithischen Revolution 6000 Jahre zuvor zu vergleichen sei.<sup>44</sup> Diese Denkfigur, angereichert mit neueren Erkenntnissen über die Industrielle Revolution, fand ihren Platz tief im Selbstverständnis der klassischen westdeutschen Sozialgeschichte.<sup>45</sup>

Diese Ideen versuchte Conze nach 1945 in die Historikerschaft zu tragen; durch seine Mitwirkung an Historikertagen, durch regelmäßigen Austausch mit Kollegen, durch Rezensionen, sowie durch mehrere einflussreiche Aufsätze (darunter der erstmals 1954 erschienene „Klassiker“ unter Conzes Texten „Vom Pöbel zum Proletariat“<sup>46</sup>), sowie durch seine Beiträge im (allerdings erst 1971/76 erschienenen) „Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte“. Materiell standen ihm seit Mitte der 1950er Jahre dann erhebliche Ressourcen zur Verfügung: Zualterererst das großzügig ausgestattete Ordinariat für Neuere Geschichte in Heidelberg und das mit diesem verbundene „Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ (zunächst „Institut für Sozialgeschichte der Gegenwart“), das als Klammer zwischen dem Historischen Seminar und den Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern des Alfred-Weber-Instituts dienen sollte.<sup>47</sup> Dies waren personell sehr stark besetzte Forschungsinstitutionen, an denen sowohl interdisziplinär als auch interpersonell gearbeitet wurde. Conze agierte hier nicht als Theoretiker, sondern als Initiator, der neue Trends aufspürte und half, neue Themenfelder zu besetzen, wobei seine Mitarbeiter einen großen Freiraum genossen. Darüber hinaus war Conze Mitglied zahlreicher Wissenschaftsorganisationen. Und schließlich gründete er in den späten

44 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 50–54, 60–65.

45 Beispielhaft Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd. 2. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen Deutschen Doppelrevolution 1815–1845/49*, München 1987.

46 Werner Conze, Vom „Pöbel“ zum „Proletariat“. Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 4/1954*, 333–364. Der Aufsatz fand weite Verbreitung v.a. durch seine Aufnahme in den 1966 von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Sammelband „Moderne Deutsche Sozialgeschichte“.

47 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 149.



1950er Jahren den aus Historikern und Sozialwissenschaftlern (darunter alte Königsberger Bekannte und Assoziierte wie Theodor Schieder, Gunther Ipsen und Otto Brunner) bestehenden „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“, der bald mit einem beachtlichen Etat arbeiten konnte und eng mit Conzes Lehrstuhl und dem „Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ verzahnt war und der den Zweck hatte, sozialhistorische Forschungen zu initiieren. Dies waren die zentralen Knotenpunkte in Conzes Einflussnetzwerk. Conze hatte die Zeit seiner wissenschaftlichen Sozialisation in einem politisch motivierten und wissenschaftlich anregenden Kontext mit vielfältigen Anregungen aus unterschiedlichen Disziplinen verbracht und mobilisierte zur Umsetzung des damals entwickelten „Programms“ nach 1945 – politisch geläutert – die erheblichen materiellen Ressourcen seines Netzwerks. Bemerkenswerterweise blieb aber bei aller Interdisziplinarität und Teamarbeit die Nation Conzes zentraler Bezugspunkt.<sup>48</sup>

Theodor Schieders Rolle bei der Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft unterschied sich deutlich von derjenigen Conzes, war jedoch sicher nicht weniger bedeutsam. Schieder ging erst nach Vollendung seiner Doktorarbeit, mit der er in München bei dem nationalsozialistischen Historiker Karl Alexander von Müller promoviert wurde, Anfang 1934 nach Königsberg, und verzichtete damit auf die Nutzung von Müllers wissenschaftlichen, politischen und „gesellschaftlichen“ Kontakten, und ebenso auf die Möglichkeit, bereits bestehende Verbindungen zur Münchner SA und NSDAP auszubauen.<sup>49</sup> Wie die anderen „Königsberger“ interessierte sich auch Schieder aus einer Gegenwartsperspektive für die (mittel-) osteuropäische Geschichte. In Osteuropa zeigte sich die Auflösung und Sinnlosigkeit der „westlichen“ Vorstellung des Zusammenhangs von Staat und Nation; hier wurde die Bedeutung der Kategorien „Volk“, „Raum“ und „Ordnung“ offenbar: „Hier im Osten hat der Nationalstaatsbegriff eine heillose Balkanisierung herbeigeführt, einheitlich organisierte Räume aufgelöst, politisch unreife Völker in den Besitz eines eigenen Staates gebracht“.<sup>50</sup> Obwohl Schieder gerade Rothfels‘ wegen nach Königsberg gegangen war, weil er hoffte, von diesem habilitiert zu werden, und Rothfels für ihn „zu einer Art Vaterfigur wurde“,<sup>51</sup> dauerte die gemeinsame Königsberger Zeit nicht einmal ein Jahr, denn Rothfels wurde bereits 1934 wegen seiner jüdischen Herkunft von seinem Lehrstuhl vertrieben. Über seinen „Bundesbruder“ aus der Deutschen Akademischen Gildenschaft, den Nationalökonom Theodor Oberländer, erhielt er ein Habilitationsstipendium der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft, einer Institution, die den deutschen „Volkskampf“ gegen Polen wissenschaftlich begleiten sollte.<sup>52</sup> War das Dissertati-

48 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 121.

49 Christoph Nonn, *Theodor Schieder. Ein bürgerlicher Historiker im 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 2013, 59.

50 Zitiert nach Nonn, *Theodor Schieder*, 60.

51 Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte*, 32.

52 Nonn, *Theodor Schieder*, 63–64.

onsthema noch klassisch politikgeschichtlich gewählt und auf den Nationalstaat bezogen,<sup>53</sup> so zeigte die Habilitationsschrift<sup>54</sup> deutlich den Weg hin zur „Volksge-  
schichte“. Schieder schrieb sie mehr außerhalb als innerhalb der Königsberger Uni-  
versität, weil er sein Stipendium mit der Leitung der neuen „Landesstelle Ostpreu-  
ßen für Nachkriegsgeschichte“ vertauschte. Schieders berufliches Netzwerk war  
damit mindestens ebenso sehr politisch-administrativ wie wissenschaftlich ausge-  
richtet. Immerhin ermöglichte ihm dieser Rückhalt, sich in der „Landesstelle“ voll  
auf seine Habilitation und diverse Aufsatzprojekte zu konzentrieren und die politi-  
sche Arbeit weitgehend zu vernachlässigen. Bis zu seiner Habilitation im Jahr 1940  
musste er allerdings immer wieder erfahren, wie fragil seine Netzwerkbeziehungen  
und wie prekär damit auch seine wissenschaftliche Laufbahn durch ständige Ein-  
flussnahmen durch nationalsozialistische Stellen und Akteure geworden waren.  
Keinem dieser Cluster war Schieder derart eng verbunden, dass er auf uneinge-  
schränkte Unterstützung hätte bauen dürfen. Schieder zog daraus die Konsequenz,  
diesen Pressionen inhaltlich möglichst keine Angriffsflächen zu bieten, und bezog  
in seinen Publikationen mehr und mehr systemkonforme Positionen. Im Jahr 1937  
trat er auch der NSDAP bei.<sup>55</sup> Bis 1942 hatte es sich dann bezahlt gemacht, dass  
Schieder sowohl zum nationalsozialistischen Gauleiter Erich Koch als auch zu ver-  
schiedenen Stellen in der Königsberger Universität enge Kontakte geknüpft hatte,  
denn er wurde – als Hausberufung! – zum Professor für Geschichte der Neuzeit  
berufen.<sup>56</sup> In Schieders – und nur in Schieders! – Person berührten sich hier unter-  
schiedliche soziale Kontexte mit jeweils ganz eigenen Interessen.<sup>57</sup> Es ist unbestrit-  
ten, dass Schieder in den folgenden Jahren in Königsberg versuchte, seine wissen-  
schaftliche Arbeit mit dem Einsatz für nationalsozialistische Ziele zu verbinden.  
Doch nicht seine wissenschaftlich-politische Praxis im Nationalsozialismus steht  
hier im Vordergrund, sondern seine Rolle als fachlicher Innovator nach 1945. Im  
Historikerfeld nahm Schieder seit Ende der 1950er Jahre eine zentrale Position ein,  
ablesbar an seiner Herausgeberschaft der Historischen Zeitschrift, seinem Vorsitz  
des Historikerverbandes und seinem Rektorat der Universität zu Köln. Er initiierte  
die Gründung des Historischen Kollegs im Stifterverband für die deutsche Wissen-  
schaft und wurde Mitglied der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissen-  
schaften sowie der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der  
Wissenschaften. Sein Renommee im Fach verdankte er dabei mehreren forschungs-  
politischen Initiativen: Als einer der wenigen Historiker war Schieder in der Lage,  
eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der marxistischen Geschichtstheorie zu

53 „Die kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863–1871“.

54 „Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichselland. Politische Ideen und politisches  
Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569–  
1772/73)“.

55 Nonn, *Theodor Schieder*, 63–82.

56 Nonn, *Theodor Schieder*, 102.

57 Vgl. Nonn, *Theodor Schieder*, 101–103.

führen und auf diese Weise Interpretationsvorstöße zur deutschen Geschichte sowohl aus der DDR als auch aus den Reihen der Neuen Linken abzuriegeln. Den jüngeren Sozialhistorikern empfahl Schieder die Werke Max Webers zur Lektüre, dessen Typenlehre einen nachhaltigen Einfluss auf die „klassische“ Sozialgeschichte, vor allem auf die Bielefelder Schule, ausübte. Und schließlich verließ Schieder die Pfade der Nationalgeschichtsschreibung, was sich schließlich in dem Großvorhaben des Handbuchs der Europäischen Geschichte, das er über Jahrzehnte hinweg verfolgte. Bei all dem blieb Schieder jedoch immer kontaktfähig gegenüber den Vertretern einer konventionellen, an den Werken historischer Einzelpersonlichkeiten orientierten Nationalgeschichtsschreibung, wie Gerhard Ritter.<sup>58</sup> Schieder inspirierte seinen Nachwuchs und verband, von einem enormen wissenschaftlichen Apparat unterstützt, unterschiedliche Strömungen zu einem neuen Konzept, ohne sich mit den Vertretern der Tradition zu überwerfen.

## 4

Die Neuausrichtung der (west-) deutschen Geschichtswissenschaft geht zweifellos weder allein auf die Arbeiten der hier genannten Akteure zurück, noch ist die hier nur skizzenhaft vorgenommene Untersuchung ihrer sozialen Einbettung in der Lage, deren Relevanz und Handeln restlos zu erklären. Es sollte jedoch klar geworden sein, dass die Betrachtung isolierter Akteure (und ihrer Ego-Netzwerke) kaum in der Lage ist, hinreichenden Aufschluss über jene Neuorientierung zu geben, jedenfalls im Sinne einer explizit sozialhistorischen Herangehensweise. Ein Vergleich der spezifischen sozialen Einbettung von Hans Rothfels, Werner Conze und Theodor Schieder zeigt jedoch, dass diese Schlüsselakteure ganz unterschiedliche soziale Funktionen für den Prozess der Entstehung des Neuen ausübten; Funktionen, die erst aus dem Vergleich ihrer sozialen Einbettung ersichtlich werden. Nicht nur das soziale Kapital, die Anzahl und Reichweite ihrer Kontakte, sondern auch die Art ihrer Einbettung und ihre Fähigkeit der Vermittlung zwischen anderen Netzwerken versetzte sie in die Lage, diese Funktionen – als Mentor, „Schutzschild“ und durch das Zurverfügungstellen von materiellen und immateriellen Ressourcen, als Theoretiker wie als Empiriker, als Anreger und Verknüpfer unterschiedlicher Stränge des Wissenstransfers – auszufüllen. Der spezifische soziale Kontext während ihrer wissenschaftlichen Sozialisationsphase kann dabei als ein erster Schlüssel zur Untersuchung ihrer späteren Praxis dienen; sei es, dass sie hier die entscheidenden Anregungen aus einem vielfältigen wissenschaftlichen und politischen Umfeld erhielten und diese später mit starken Einflussnetzwerken umsetzen; sei es dass sie hier bereits in die Rolle des Vermittlers zwischen unterschiedlichen, jeweils starken und homogenen Clustern gedrängt wurden und aus der Not eine Tugend machten.

58 Nonn, *Theodor Schieder*, 283.

In diesem Sinne sind die Möglichkeiten des Netzwerkansatzes zur Untersuchung der methodischen und inhaltlichen Entwicklung akademischer Disziplinen in ihrer Geschichte noch längst nicht ausgeschöpft.